

**Begrüßung der Festversammlung während der Jahrestagung des Vereins Literaturlandschaften e.V. am 17. April 2010, 17:00 Uhr, im Spiegelsaal von Schloss Friedenstein, durch den Vorsitzenden Karl Koch**

---

Sehr geehrte Frau Beigeordnete Mikolajczak, sehr geehrte Frau Dr. Paasch, sehr geehrter Herr Dr. Krischke, liebe aus Deutschland, Österreich und Luxemburg angereiste Mitglieder und Freunde der Literaturlandschaften. Meine Damen und Herren.

Es ist mir immer wieder ein Vergnügen, bei der Eröffnung einer Jahrestagung unseres Vereins eine Minute topographischer Erinnerung in die Vergangenheit zu richten. Dies nicht zuletzt, um damit dem gegenwärtigen Tagungsort sozusagen einen Gruß verwandter Stätten zu übermitteln und ihn dadurch zu noch besserem Bewusstsein seiner eigenen Bedeutung zu verhelfen.

Der hier im Schloss einige Jahre ansässige Schriftsteller Hanns Cibulka hat es so formuliert: „Gewisse Orte bestehen darauf, dass man sie nicht übersehen darf.“ Und so richte ich Schloss Friedenstein, diesem nicht zu übersehenden Ort, von einigen markanten Stätten unserer jüngeren Tagungs Vergangenheit ohne jede offizielle Ermächtigung Grüße aus, zum Beispiel von der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel, vom Friedensrathaus in Münster, dessen Glocken nicht nur das Ende des 30-jährigen Krieges und damit auch den Bau von Schloss Friedenstein einläuteten, sondern im April 2007 ebenso unsere Jahrestagung - schließlich vom Augustinerkloster in Erfurt, in dessen Luthersaal der heute unter uns weilende katholische Kirchenhistoriker Gottfried Schober 2008 in unvergesslicher Rede um das gemeinsame Erbe der Reformation rang und unsere heutige Sängerin Frau Liz Dorlöchter, auch damals mit Begleitung, uns zum ersten Mal mit ihrer Musik verzauberte. Wem fiele nicht eine geheimnisvolle Verwandtschaft von Schloss Friedenstein mit den hier nur wenigen beispielhaft genannten Tagungsorten ins Auge?

Meine Damen und Herren, wir Menschen sind an unseren Vorlieben am besten zu erkennen. In nichts verraten wir uns so sympathisch oder gefährlich, wie in dem, was wir lieben oder ablehnen.

Lassen Sie mich deshalb, bevor meine Nachfolger an dieser Stelle den kulturellen Staatsschatz Gothas einschließlich des Tafelsilbers vor uns ausbreiten werden, einige kleine Liebeserklärungen an das Gothaer Land richten. Ich muss dabei allerdings die Grenzen der Stadt sprengen und mich ringsum ins Herzogtum begeben.

Meine erste Umarmung führt zu dem im gothaischen Tambach-Dietharz, Hochheim oder Wangenheim vor vermutlich genau 750 Jahren geborenen Mystiker Meister Eckhart, der hier das Licht der Welt erblickte und zur Erhellung eben dieser Welt wesentlich beitrug. Von ihm stammt das wunderbare Wort: „Es ist nichts in Gott, das zu fürchten wäre!“ Noch immer vermag es sowohl den

netten Zeugen Jehovas an der Straßenecke ebenso wie jede edle universitäre dogmatische Höllenlust bis ins Mark zu erschüttern.

Es spricht aller Gottesvergiftung Hohn, die manchem von uns im Laufe des Lebens begegnete, und sogar für den überlegenen Atheisten hält es möglicherweise einen Trost bereit. Kaum eine bessere Botschaft ist aus dem letzten Jahrtausend über uns gekommen. Und das Gothaer Land hat mit Meister Eckardt den Boden dafür bereitet.

Noch einen Lieblingsgothaer möchte ich Ihnen vorstellen. Er ist sogar ein wenig älter als Meister Eckardt, und die meisten von ihnen kennen ihn und vor allem sein Haus, das, wie Ludwig Bechstein sagt, bis heute „vom stets jungen Flügelschlag der Poesie umweht ist“. Nie vergesse ich das erste Auftauchen dieser einzigartig schönen Topographie unter den schönen Deutschlands auf der alten Autobahn bei Wandersleben zu Beginn der 80er Jahre während einer sogenannten DDR-Studienreise. Der Anblick geriet mir zur Offenbarung für die so besondere Schönheit Thüringens.

Lange bevor Sigmund Freud dem menschlichen Geschlecht nach Galileis erster Beleidigung, nämlich, dass wir nicht der Mittelpunkt der Welt und Charles Darwins zweiter, nämlich dass wir kein Exklusivexemplar der Schöpfung, sondern allem Anschein nach Entwicklungsmodell, die dritte große Kränkung zugefügt hat, nämlich die, dass wir nicht Herr im eigenen Seelenhaushalt sind, sondern von allerhand Kräften und Mächten, Freud nennt sie Triebe, regiert werden, lockt jene thüringische Loreley als Ruine im Verbund der Drei Gleichen mit ihrer verschmutzten Ethik des Dreierbettes sowohl den Wanderer wie den Porschefahrer auf der heute dreispurigen A 4 in ihren Bann. Sie kennen die Geschichte des zweibeweibten Grafen von Gleichen mit ihrer kitzligen Infragestellung der bürgerlichen Ordnung, ausgerechnet durch die Gattung einer an die Heiligenlegende grenzenden Erzählung. Heute tragen öffentlich-rechtliche wie private Fernsehsender und ein Heer an weiteren Medien in unermüdlichem 24-Stunden-Einsatz für „moderne Heiligenlegenden dieser Art“ Sorge.

Ich denke, Sie alle wissen um die orientalische Prinzessin, die der gerettete Kreuzritter seiner wartenden Ehegattin dort oben auf der Burg präsentiert, nachdem er sie zuvor in Rom der Überlieferung nach als weitere Gemahlin hat bestätigen lassen. Fachleute mögen uns mit der Frage nach der Historizität der Angelegenheit verschonen, selbst wenn es sich um einen jener ernstesten Scherze handelt, die die Literaturgeschichte so liebt, der Weimarer Johann Karl August Musäus hat ihn nach langen Jahrhunderten der Überlieferung im 18. Jahrhundert allem Volke untergejubelt, und zwar mit so gefährlicher Formulierungen wie der vom Dank des Grafen von Gleichen an seine liebe Altgemahlin, ich zitiere aus der Lektüre unserer Vorfahren, dass, „solange

noch ein Span von dem Bett übrig sein wird, die Männerwelt ihren Gattinnen deine exemplarische Gefälligkeit anpreisen wird“.

Womit sich Musäus übrigens geirrt hat. Unsere heiter monogame Gesellschaft denkt nicht daran, das von Gleichensche Modell glücklich zu preisen - und Goethes West-östlicher Divan hat mit seiner Prophezeiung „Herrlich ist der Orient übers Mittelmeer gedrunge“ trotz der etwa 3500 Exponate umfassenden orientalischen Handschriftensammlung Ihres Hauses, Frau Dr. Paasch, in dieser Hinsicht nicht recht behalten.

Wir haben im Abendland genug mit unserer Einehe zu tun, als dass wir Lust hätten, uns mehrfach zu beweiben oder zu bemännern.

Wer meint, er müsse angesichts dieser Geschichte über das Herzogtum Gotha und dessen historische Moral den Kopf schütteln, dem halten wir das Urteil des Bundesverfassungsgerichtes von 1990 entgegen, das Musäus nach zweihundertjähriger Verhandlung schließlich recht gibt, indem es bestätigt, dass „Kunst und Pornographie sich nicht zwangsläufig ausschließen“.

Meine Damen und Herren, leider kann ich Sie nur noch kurz mitnehmen ins unweit entfernte Schnepfental zur 1784 gegründeten Bildungsanstalt des Pädagogenpfarrers Christian Gotthilf Salzmann, der dem bis dato stumpfen Schulunterricht in Deutschland den Sportplatz beigeesellte und im Zuge Rousseauscher Gläubigkeit die von Vätern, Müttern und Erziehern kaum auszuhaltende These predigte, dass alle Fehler im Kind, im Zögling, ausschließlich beim Erzieher zu suchen seien. Es ist bekannt, dass wir heute der Erbmasse genauso viel Verantwortung wie den Einflüssen unserer Umweltprägung beimessen, trotz des forschen amerikanischen Optimismus der 60er Jahre, in denen Psychologie-Professorenforsch verkündeten: „Gebt mir ein Kind, und ich mache aus ihm, was ich will!“ Dass wir heute angesichts der „Erziehbarkeit des Menschen“ nicht mehr ganz so sicher sind, schmälert nicht Salzmanns hier in Gothaer Luft geborene Herausforderung eines grenzenlosen erzieherischen Optimismus.

Einen winzigen Blick gilt es noch auf das politische Erbe dieser Stadt zu richten, das mit dem Terminus des „Gothaer Programms“ von 1875 der deutschen Geschichte mit der Forderung „aller Beseitigung der sozialen und politischen Ungleichheit“ ein solches Langzeitgeschenk machte, dass selbst die vor wenigen Tagen im Alter von 99 Jahren verstorbene Erbgroßherzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach nach dem Urteil ihres Sohnes Prinz Michael den Sozialdemokraten Willy Brandt, im weitesten Sinne einer der Erben und Sachwalter dieses Gothaer Programms, zur, wörtlich, „Lichtgestalt der deutschen Geschichte“ erklärte. Auch das eine historische Gnade, die über diesem Ort schwebt. Im Übrigen bitte ich Vertreter anderer Parteigesinnungen im Raum um Verständnis für den Reiz der Darstellung dieser hoch-adeligen sozialdemokratischen Verklärung.

Zum Schluss mute ich Ihnen noch eine Geschichte zu, die den Verein Literaturlandschaften mit ganz besonderem Recht zum Gast dieses wunderbaren Hauses werden lässt. Sie ereignete sich einige Jahre nach der Rettung der Stadt durch den klugen Kampfkommandanten Josef Ritter von Gadolla, der am 4. April 1945 mit der weißen Fahne über dem Schloss die Stadt vor der Zerstörung rettete und dafür am 5. April als Verräter hingerichtet wurde.

Es war im Frühjahr 1951, als ein heutiges Mitglied unseres Vereins, damals 18-jährig, als Flüchtling im Schloss Unterkunft gefunden hatte. Ein Urgroßvater war Minister im alten Sachsen-Coburg-Gotha gewesen, und dies hatte eine Aufnahme im Schloss noch 1945 wesentlich befördert. Der Vorstand der Literaturlandschaften war in jenem Frühjahr 1951 gänzlich handlungsunfähig, ich selbst als Vorsitzender gerade einige Monate alt.

Aber zum Glück wohnte unser Mitglied Theodora Kasel hier im Schloss, als ein Mitbewohner vergessen hatte, den Wasserhahn abzustellen, der wegen des mangelnden Drucks oft nur nachts genutzt werden konnte und deshalb gelegentlich auf Verdacht geöffnet war. (Der schöne Vorname Theodora führte übrigens wenig später zur Einberufung zur Volkspolizei, weil die Behörde das „a“ im Namen übersehen hatte!) Am nächsten Morgen zeigte sich die Beschercung. Die Feuchtigkeit hatte bereits Decken durchdrungen und das Parkett der Räume erreicht, die ausgerechnet an diesem Tag von einer staatlichen Kommission aus Berlin zur Wiederfreigabe als Museumsräume inspiziert werden sollten.

Theodora Kasel, das Malheur in den frühen Morgenstunden bemerkend, konnte in unermüdlichem Einsatz mit Wischlappen und Eimer die Katastrophe so gut es ging mindern und die staatliche Kommission schließlich durch die vom Leitungswasser teilweise gezeichneten Räume führen. An einer Wand hatten sich sogar merkwürdige Konturen eines riesigen Eichhörnchens abgebildet, was zum verschnupften Naserümpfen der Gutachter gereichte. Die Freigabe der Museumsräume gelang trotzdem, und Schloss Friedenstein konnte endlich wieder einer seiner schönsten Aufgaben, der Präsentation seiner Schätze, gerecht werden.

Wenn man will, liebe Frau Dr. Paasch und lieber Herr Dr. Krischke, kann man jenen Einsatz eines Mitgliedes der (zugegeben erst 1992 gegründeten) Literaturlandschaften dennoch als, sagen wir, vorausseilende Dankbarkeit für die freundliche Aufnahme heute betrachten.

Frau Kasel selbst, in Süddeutschland wohnhaft, kann aus gesundheitlichen Gründen nicht unter uns sein. Deshalb bitte ich Sie, meine Damen und Herren, den mir an diesem Nachmittag eventuell höflicherweise zgedachten Applaus in einen herzlichen historischen Beifall für die junge Friedenstein-Bewohnerin vom Frühjahr 1951 umzuwidmen. Ich danke Ihnen und werde Frau Kasel von Ihrer eventuellen Freundlichkeit berichten.